

Das Ganze ruht in einem passenden Kästchen auf blaurotem Samt unter seidnem Deckel. Es wurde dem Komponisten des „Weltgerichts“ mit einem Schreiben nach Dessau übersandt, das ebenfalls erhalten ist. Da es trotz seiner Kürze auch ein blitzendes Licht auf die allgemeine Stimmung jener Zeit wirft, sei es hier in vollem Umfange mitgeteilt. Es lautet:

Halberstadt, d. 15<sup>ten</sup> August 1845

Hochgeehrtester Herr Doctor,

Lange, schon recht lange war es mein Wunsch, Ihnen den heutigen Brief schreiben zu können, allein der Goldarbeiter, der belkommendes kleines Andenken für Sie zu verfertigen hatte, hat uns so lange warten lassen.

Nehmen Sie, hochgeachteter Herr Hofkapellmeister, als König im Reiche der Töne von uns ein würdiges Szepter an und gebrauchen Sie es recht oft und noch viele Jahre zu unserer Ehre. Mögen sich stets alle Sängler Deutschlands, wo Sie sich sehen lassen, Ihrem Szepter willig unterwerfen, dann wird Einheit und Einigkeit im Reiche der Töne herrschen und der deutsche Männergesang wird in allen Marken und Gauen des deutschen Vaterlandes kräftig und erhellend wirken. So wird und muß die Zeit kommen, wo ein Hallelujah alle Völker durchdringt und begeistert, wo kein Fanatismus uns schrecken, kein Papst uns knechten kann. Sie haben unlängst in Würzburg die Freude gehabt, nahe an 2000 Sängler geschart und gepaart zu sehen und wir hoffen, daß auch wir Sachsen im Preußenlande nicht nachstehen den Franken im Bayernlande. Vorwärts! dringt der Ruf in unser Ohr und wir folgen, wenn Sie rufen.

Alle Gesangesbrüder senden Ihnen den deutschen Sänglergruß und ich bitte um gütige Fortdauer Ihrer Gewogenheit. Mit aller Hochachtung

Ihr bereitwilliger Diener

E. Ellis

Ordnungsdirector der Liedertafel.

Taktstock und Begleitbrief gelangten nach dem Tode des großen Musikers in den Besitz des Zittauer Gesangvereines „Orpheus“, dessen Vorstand in liebenswürdigem Entgegenkommen die Ausstellung des interessanten Stückes ermöglichte.

## Der böhmische Wenzel

Von Otto Flössel, Baugen

Das war an einem trüben Novembertage des Jahres 1815. Der Abend begann zu dämmern. Draußen war ein Wetter, daß man — wie man so zu sagen pflegt — keinen Hund gern auf die Straße schickte. Es goß in Strömen. Schwere Regenwolken jagten vom Westen her gegen die Stadt. Unablässig peitschte der Wind den Regen gegen die Häuser. Angstlich klammerten sie sich gegen die Felsen, die schroff zur Spree abfielen. Nur die Burg strebte frei aus steinigem Grunde zum Himmel an. Sie kannte keine Furcht. Mit ihren Thürmen griff sie kühn in die schwarzen Wolken hinein und riß sie in Fegen. Trohig trat der Burgfried dem brauenden Wetter entgegen. Er hatte seinen Platz am weitesten vorn in der Front. Ganz auf den äußersten Felsen war er hinausgebaut. Kriegstürme hatten ihre Kräfte vergeblich an ihm erprobt. Lanzen waren an seinem steinernen Panzer zerstückelt. Schwerter hatten in seinem Granit sich schärftig geschlagen. Nun aber das Kriegsgeschrei um seine Mauern verstummt war, forderte er Wind und Wolken zum Kampfe heraus. Denn was ein rechter Recke ist, der will Händel haben. Finster zog er die Brauen zusammen, wenn Regenschwaden ihm kräftig das wetterfeste Antlitz peitschten.

Nun war er Fronsejste im Lausitzer Land. Gefürchtetes Volk schmachtete hinter seinen Mauern. Vor einigen Tagen war einer der schlimmsten Gefellen im Kreise hlerher gekommen. Unter den Leuten hieß er der böhmische Wenzel. Er hauste in dunklen Wäldern und zerklüfteten Bergen und war gefürchtet bei groß und klein. Wo Kinder des Abends nicht zur Ruhe kommen wollten,

da sagte die Magd: „Der böhmische Wenzel schleicht ums Haus!“ Dann krochen sie unter die Decke und waren still wie die Mäuschen. In einem Dorfe sind die Kinder einmal acht Tage lang nicht zur Schule gekommen. Dort war ein Knecht, der mit den Pferden hatte aufs Feld fahren sollen, nicht mehr nach Hause zurückgekehrt. „Der böhmische Wenzel hat ihn ermordet“, hieß es. Da waren die Kinder nicht aus dem Hause zu bringen gewesen. Vorige Woche aber, als man den Unhold gefesselt nach Baugen einbrachte, da wollten sie ihn alle sehen. Wie Bienen umschwärmten sie die alte Bauernkutsche, die ihn fuhr. In Scharen liefen sie aus Häusern und Höfen, mitten im Spiele liefen sie weg, wie der Waagen die Lauenstraße hereinpolterte. Und wie sie der Wächter am Burgtor davonjagen wollte, da standen sie noch lange im Torgewölbe und sahen mit langen Hälften die Torfahrt hinunter dem humpligen Gefährt nach.

Es war nicht das erste Mal, daß der böhmische Wenzel hierher gebracht wurde. Fast einhaldhundertmal wohl mochte er schon hinter den Mauern der Fronsejste gefessen haben. Immer aber hatte er — Gitter und Ketten spottend — sich langer Kerkerhaft durch verwegene Flucht zu entziehen gewußt. Diesmal aber sollte es ihm nicht wieder glücken. Dafür hatte der Schloßfron gesorgt. Im Turme, tief unter der Erde, hatte er ihm ein Kerkerloch ausersehen. Weder Sonne noch Mond schienen dahinein. Quaderdicke Mauern umschlossen das kalte Gewölbe: Eichene Pfosten hielten eiserne Lüren in stählernen Angeln. Ein Entweichen war nicht möglich. Und hätte der Herr Medikus nicht zuletzt noch davon abgeraten, den Räuber hierher zu bringen, er hätte sein Leben hier beschließen müssen. So aber mußte ihm schließlich oben im Turme eine Zelle eingeräumt werden.

Dort saß er nun auf hartem Stein, an Händen und Füßen gefesselt. Zu lange schon dauerte ihm die Kerkerhaft. Seinen Kumpen hatte er versprochen, in zwei Tagen wieder bei ihnen zu sein. Nun saß er schon deren zehn. Man hatte ihm das Fliehen wahrlich nicht leicht gemacht. Soviel Fluchtpläne er auch bisher geschmiedet hatte, keiner versprach Aussicht auf Gelingen. Die Fesseln zwar bereiteten ihm keine Sorge. Er hatte schon die stärksten Bände gesprengt, sodas man glauben mochte, er sei mit Teufel und Hezen im Bunde. Er versuchte die Handschellen. Sie ließen sich mit einiger Anstrengung über die Knöchel streifen. Es hatte also doch genügt, daß er wenig Nahrung in den Tagen zu sich genommen. Er magerte ab, kein Zweifel! Hätte er aber erst einmal die Hände frei bekommen, dann würde er sich der übrigen Fesseln ohne Mühe entledigen können. Die örtlichen Verhältnisse bereiteten ihm auch keine Schwierigkeiten. Wer schon so oft hier vorgeschrien hatte wie er, der kannte jeden Winkel im Turme und wußte, wo ein Loch zur Freiheit führte. Aber der Schloßfron! auf den war kein Verlaß. Er wohnte im Flügel neben dem Turme. Ihm entging kein Geräusch.

Der Gefangene brachte einen derben Fluch unter den Zähnen hervor. Er stützte den Kopf in die Hände und kraulte sich in den Haaren. Lange saß er so und sann und sann auf Befreiung. Er hatte nur einen Gedanken: Fliehen! Fort aus dem Kerker!

Aus seinem Brüten weckten ihn Schritte draußen auf dem Flur. Lüren wurden aufgelegt und wieder verschlossen. Ketten rasselten. Vereinzelte Stimmen ließen sich vernehmen. Der Fron machte seinen letzten Gang durch die Zellen. Es mochte zwei Stunden vor Mitternacht sein. Nun öffnete er Wenzels Kerker. Der sahle Schein der Laterne fiel schräg in den engen Raum. Der Schloßfron trat herzu und prüfte die Ketten.

„Seid außer Sorge, Fron“, sagte dabei der Gefangene, „für diesmal hab ich mich zu sicher gesetzt, als daß ich entinnen könnte. Was wär's auch nützel! Ihr holtet mich doch wieder ein. Man sügt sich halt und läßt es sein.“

Der Fron kannte derlei Reden. Darauf war nichts zu geben. „Zeit wär es wohl, daß er seinen Nacken endlich beugt“, entgegnete er, indem er sich entfernte, „manch einem kostet es den Kragen!“

„Drum eben, Fron, drum eben, mein ich, läßt man's sein,“ suchte der Gefangene zu beteuern, „nein, nein, seid gänzlich außer Sorge!“